

Vortrag beim 27. Evangelischen Kirchbautag, 23.-25. Juni 2011, Rostock / Nikolaikirche

Flaneure im Archipel der Religionsorte. Zeitweilige Orientierungen

1. Kirchgänge¹ – aus Anlass von Besuchen und Teilnahmen

Man kann eine Kirche besuchen, weil man nach dem Sonntagsfrühstück mit dem 10-Uhr-Gottesdienst noch ein religionskulturelles Früh-Stück genießen will. Man kann sie aber auch besuchen, weil man gerade Urlaub im Norden macht und Gotik-Fan ist. Oder weil man am frühen Abend bei Bach, Schütz oder Telemann nach kulturprotestantischer Erhebung trachtet. Man kann christliche Religionsräume besuchen aus national-romantischem Gefühl heraus, was einen möglicherweise überkommt in den Domen zu Köln und Berlin, in der Dresdner Frauen- oder in der Wittenberger Schlosskirche. Oder schlicht, weil man aus Anlass des Kirchbautages in Rostock zu Gast ist. – Die Gründe, in der späten Moderne einen Kirchenraum zu betreten, sind so vielfältig wie der Werbeblock kurz vor der Tagesschau.

Im Grunde paradox, und doch wahr: Man kann eine Kirche besuchen, obwohl dort – nach evangelischer Lesart – niemand zu Hause ist, den heimzusuchen auch nur denkbar wäre. Unsere großzügig ausgelegten Gotteshäuser sind keine Behausungen. Wir bekennen sie einmütig als kulturelle Umräume unseres Kultes, der – folgt man seiner Theo-Logik – vehement in Abrede stellt, Gott jemals domestizieren zu können. Ihn womöglich *einzuräumen*, ihn *ortsgebunden*, *eigenheimisch* zu machen. Und da Gott kein Hausmann ist, gibt es für evangelische Christenmenschen auch keine real existierenden Gotteshäuser. – So weit, so klar, so hoffe ich.

Was aber suchen real existierende Besucher in einer Kirche, wenn dieser ihr Besuch prinzipiell immer nur ins Leere gehen kann? Phänomenologisch ließe sich spekulieren, dass sie das evangelisch inexistenten Gotteshaus im Grunde ja auch nicht wirklich *besuchen*, sondern es vielmehr *besichtigen*, *begehen*, *belauschen*, *besetzen* oder gar *beriechen*. (Letzteres ist allerdings traditionell reichlich unergiebig – es sei denn, man besucht eine katholische, besser noch orthodoxe Kirche.)

Wie wir wissen, gibt es in unseren geliebten evangelischen Kirchentümern nicht wenige ordnungsliebende Mitchristen, die sich in die durchaus abwegige Ansicht verstiegen haben, dass in unseren Kirchen außer aus Anlass religionskultureller „Früh-Stücke“ oder kulturprotestantischer Erhebungen niemand etwas verloren habe, das es zu *besuchen* gäbe. Man hat in einer evangelischen Kirche eben nicht *wen* oder gar *was* zu „besuchen“, sondern grundsätzlich nur an etwas *teilzunehmen*. Vornehmlich an Gottesdiensten und Konzerten. Hier – und nur hier – möge sich entweder jeder sein Teil nehmen (wie beim Kirchenkonzert) oder aber beim Gottesdienst – so Gott will – durch seine Teilnahme das betreffende Teil selbst konstituieren. Im zweiten Fall sind Teilnehmer diejenigen Besucher, die gewiss sind, dass sich der dreieinige Gott gnädig gegenwärtig macht, indem man an der Inszenierung seines Evangeliums tätig teilnimmt.

Wer in religiösen Dingen die traditionelle praktisch-theologische Ordnung liebt, der unterscheidet so. In unserem Fall: zwischen *Besuchern* und *Teilnehmern*. Ginge es nach unseren ordnungslie-

¹ Diese unscheinbare Unterüberschrift möchte ich verstanden wissen als eine Hommage auf meinen 2008 verstorbenen Doktorvater Christoph BIZER, der 1995 eine kleine Monographie titelt: Kirchgänge im Unterricht und anderswo. Zur Gestaltung von Religion, Göttingen 1995.

benden Mitchristen, haben *Besucher* gegenüber *Teilnehmern* nur sehr bescheidene Besuchsrechte. –

Gegen diese ordnungstheologische Abstufung wäre im Grunde kaum etwas einzuwenden, hätte sich nicht im Laufe der Zeit – Gott sei's geklagt! – das Zahlenverhältnis zwischen *Besuchern* und *Teilnehmern* in unseren Kirchengebäuden in ein allerorten krasses Missverhältnis verkehrt. Die Rostocker Marienkirche z.B. hat im Jahr Zehntausende von Besuchern, während ihre Gottesdienste sonntäglich nur etwa 70 Teilnehmer verzeichnen. Nicht nur hier im frischen Osten unserer Republik, sondern auch im alten Westen zeigt sich dieses *numerische* Missverhältnis auch und gerade als ein *qualitatives* Missverhältnis. Zwischen Besuchern und Teilnehmern gibt es hinsichtlich ihrer Interessen an Religionsorten immer geringere Überschneidungen. So verlässt die übergroße Schar der Besucher von St.Marien in aller Regel fluchtartig den Raum, wenn das Mittagsgebet beginnt. Besucher meinen zu wissen, dass Gottesdienste eben nicht den unverbindlichen Besuch fordern, sondern die verbindliche Teilnahme. Und genau *die* wollen oder können sie nicht gewährleisten. Dazu kommt, dass Teilnehmer ihre Teilnahme durch Seßhaftigkeit ausdrücken; Besucher können dagegen stehen, verharren, hocken, knien, liegen – und gehen. Nicht selten sind die wenigen Teilnehmer froh, wenn die vielen Besucher gehen. Evangelische Religion ist zu einer Religion der Sesshaften geworden. Was in der Reformationszeit eine demokratische Errungenschaft war, fällt uns heute in einer flexiblen Gesellschaft auf die Füße. Vorüberziehende gelten uns jedenfalls als schwer integrierbar. Besucher, Menschen mit Migrationsvordergrund – bisweilen auch Pilger – können wir kirchenräumlich nur mit Sesshaftigkeit dienen.

[Es ist Ihnen sicher nicht entgangen, dass ich die Opposition von „Besuchern“ und „Teilnehmer“ idealtypisch schraffiert habe. Ich werde diese Redeweise auch im Folgenden beibehalten und beide Bezeichnungen mehr und mehr kategorial verdichten. „Besucher“ und „Teilnehmer“ sind für mich typisch spätmoderne Ausformungen innerhalb einer mehr und mehr ausfransenden Christentumspraxis. Wie alle Typen sind das natürlich ideale Reduktionen einer komplexen Wirklichkeit.]

Es zu vermuten, dass wir Protestanten theologisch schon von Anfang an dieser vermaledeiten Aufspaltung das Wort geredet haben. Natürlich ohne es ahnen zu können. Martin Luther war sich sicher, dass *„des Herrn Haus heiße, wo er wohnt, wo sein Wort ist, es sei denn auf dem Felde, in der Kirchen, oder auf dem Meer. Wiederum, wo sein Wort nicht ist, da wohnt er nicht, ist auch sein Haus nicht da, sondern der Teufel wohnt daselbst, wenn's auch gleich eine gülden Kirche wäre, von allen Bischöfen gesegnet.“*² – Man kann und muss diese schroffe Definition nicht gleich auf Teufel komm raus dogmatisieren. Zumal sie in der Geschichte des evang. Kirchenbaus, wie wir wissen, selten in dieser Radikalität auch praktisch umgesetzt wurde. Spätestens seit die Kategorie des ‚historisch wertvollen Kulturdenkmals‘ Einzug in die Kirchbau-Geschichte hielt, dominierte sie schnell unsere funktionale Nüchternheit im Blick auf evangelische Zweckbauten.

Luthers Akzent auf der Inszenierung des Wortes³ blieb zwar in der Folgezeit *als Pathosformel* ein Bestandteil unserer praktisch-theologischen Dogmatik – dies allerdings mit einer nicht unerheblichen Akzentverschiebung. Ging Luther noch glasklar von der Gewährleistungsfunktion des Kirchraums aus und sah eine Kirche – zugespitzt formuliert – als eine Art Predigt- und Sakramenten-Bühne, so verschob sich diese Bestimmung in der Folgezeit ganz allmählich auf die anwesende Gemeinde. Natürlich sind dies gut lutherisch – reformiert ohnehin! – zwei Seiten derselben Me-

² Auslegung des 118. Psalms (1529-30); WA 31/I, 179, 5-10.

³ Zur Inszenierungskategorie vgl. Michael MEYER-BLANCK: Inszenierung des Evangeliums. Ein kurzer Gang durch den Sonntagsgottesdienst nach der Erneueren Agende, Göttingen 1997. „Inszenierung“ in religionsästhetischer Weitung vgl. Thomas KLIE: Fremde Heimat Liturgie. Ästhetik gottesdienstlicher Stücke, Stuttgart 2010.

daille: Keine religiöse Wahrnehmung ohne religiöse Darstellung. Doch *dramaturgisch* und vor allem *kybernetisch*, also hinsichtlich der Sozialgestalt von Kirche, ist diese Akzentverschiebung keineswegs marginal. Es macht schließlich einen Unterschied, ob ich im Theater in erster Linie meinen Blick auf die *Bühne* oder in das *Publikum* richte.

Wird also die Kirche primär zu einem *Versammlungsraum* für eine teilnehmende Gemeinde vor Ort und wird – im Umkehrschluss – der Kirchraum damit „extra usum“⁴, außerhalb seines religiösen Gebrauchs, religiös funktionslos, dann ist der Schritt hin zu einem gemeindegewöhnlichen Exklusivitätsanspruch nur noch ein sehr kleiner. Für Besucher, die nicht auch an der Gottesfeier der örtlichen Gottesdienstgruppe teilnehmen, muss eine Kirche also nicht zwingend bereit stehen. Sie *kann*, aber sie *muss* es nicht. Und darum kann eine Parochialkirche außerhalb ihrer Indienstnahme auch guten Gewissens verschlossen bleiben. Allen durchaus begrüßenswerten Bestrebungen, unsere evangelischen Kirchen auch werktags offen zu halten, zum Trotz lässt sich nach wie vor mit hoher Wahrscheinlichkeit prophezeien: Ist eine Kirche außerhalb der historischen Stadtkerne am Montagnachmittag geöffnet, ist sie katholisch – ist sie dagegen verschlossen, ist sie evangelisch. Manfred JOSUTTIS, der Altmeister der evangelischen Pastoraltheologie, vermutet hinter diesen typisch gemeindegewöhnlichen Verschlussakten weniger theologische als *pastoralpsychologische* Gründe. Für ihn äußert sich in der typisch evangelischen Klaustrophobie eine genuin pastorale „Angst vor Beraubung“: „*Wer sich in der protestantischen Theologiegeschichte auskennt*“, so JOSUTTIS, „*wird hier sehr viel stärker ein Kontrollbedürfnis der religiösen Profis vermuten. Der Kontakt mit der Gottesmacht wird an die Anwesenheit der Amtsträger gebunden, weil sonst private und d.h. auch schwärmerische Erfahrungen drohen.*“⁵ Zugespitzt: Wer am pastoralen Predigt-drama am Sonntag nicht *teilnimmt*, der muss die Kirche auch anderntags nicht *besuchen* können.

Orthodoxie hin – Psychologie her, die erfahrbare Wirklichkeit spricht jedenfalls eine deutliche Sprache. In der späten Moderne trennen sich mit zunehmender Geschwindigkeit die *Teilnehmer* von den *Besuchern*. Einer leicht schrumpfenden Zahl von *Teilnehmern* steht eine stark steigende Zahl von *Besuchern* gegenüber.⁶

Natürlich ist diese Splittung eine Folge der kulturellen Modernisierung. Das Auseinanderdriften bestimmter Milieus ist ein Kollateralschaden der Individualisierung, in der sich „*nur noch Kleinstgruppen auf Teilnormalitäten verständigen können, und auch das nur vorläufig*“⁷. Aber im Bereich der Kirche ist dies aus den genannten Gründen eben *auch* eine Entwicklung, die, wenn wir sie schon nicht gezielt betrieben haben, so doch zumindest billigend in Kauf genommen haben. Traditionsabbrüche sind eben immer auch hausgemacht.

Nimmt man das Phänomen des zeitweisen, unverbindlichen Kirchenbesuchs ernst und setzt es in Beziehung zur Bestimmung kirchlicher Räume als „Orientierungskunstwerke“ (STEGMAIER⁸), dann müssen unsere Kirchen diese ihre grundlegende Orientierungsleistung auch und gerade erbringen können für eine wachsende Schar von Besuchern, die aus welchen Gründen auch immer Probleme haben mit dem auf Dauer gerichteten Teilnahmeverhalten von Teilnehmern. – Dies könnte z.B. durch die religiöse Möblierung des Raumes geschehen, durch besucherfreundliche

⁴ Vgl. FC, SD VII.

⁵ Vom Umgang mit heiligen Räumen, in Albrecht GRÖZINGER/Jürgen LOTT (Hg.): Gelebte Religion. Im Brennpunkt praktisch-theologischen Denkens und Handelns, Rheinbach-Merzbach 1997, 241-251 (249f).

⁶ Diese These beruht auf „gefühlten“ Zahlen. Anders als für die Gottesdienstteilnahme gibt es EKD-weit für den außergottesdienstlichen Besuch bzw. die Besichtigung von Kirchen keine statistischen Daten.

⁷ Gabor STEINGART: Das ist doch nicht normal, in DER SPIEGEL 10/2011, 137. – Ausführlich in Ders.: Das Ende der Normalität. Nachruf auf unser Leben, wie es bisher war, München 2011.

⁸ Hauptreferat aus philosophischer Perspektive von Werner STEGMAIER auf dem 27. Kirchbautag: „Orientierung durch Kirchen im weiten Raum“.

Öffnungszeiten, einladende Menschen (die einem nicht gleich sagen, was hier alles verboten ist bzw. nicht gleich das ganze Interieur fixfertig zu ende erklären), durch liebevolle und stilvolle Gebetsofferten und eine erlesene Kirchenmusik.

Ich möchte diesem Gedanken in zwei Richtungen nachgehen: zunächst in kybernetischer Hinsicht und dann in soziologischer Perspektive. Abschließend formuliere ich eine These.

2. *Temperierte Teilhabe und forciertes Flanieren*

2.1 *Temperierte Teilhabe*

Es wäre ein großes Missverständnis zu glauben, die eingangs skizzierte Differenz zwischen Besuchern und Teilnehmern verlief entlang der markanten Trennlinie zwischen Konfessionslosen und Konfessionsbesitzern. Diese Differenz lässt sich ebenso innerkirchlich ausmachen.

So ergeben die Zahlen in der alle zehn Jahre durchgeführten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, dass evangelische Christen einen großen Unterschied machen zwischen dem, was ihnen *persönlich wichtig* ist und dem, was sie *tatsächlich selbst realisieren*. So erwartet man bspw. als Evangelischer, dass sich Kirche 1. um Alte und Kranke kümmert (ca. 80%), 2. dass Kirche an den Wendepunkten des Lebens präsent ist (auch etwa 80%), und 3. erwartet man von seiner Kirche gottesdienstliches Handeln sowie das Eröffnen von Räumen für Stille und Gebet (rund 70%).⁹

Wichtig ist dabei folgender Befund: Man fühlt sich in einem erstaunlich hohen Maße seiner Kirche zugehörig¹⁰, aber man muss dies nicht durch eigene Teilnahmeaktivitäten einlösen. In die eigene Sicht auf Kirche spielt zwar die eigene Mitgliedschaft mit hinein, jedoch ohne dass diese einfach den Zuschreibungen angeglichen wird. Neben der „Kirche für mich“ gibt es in der Wahrnehmung der Mitglieder in erster Linie eine „Kirche für andere“, an die jeweils eigene Erwartungen geknüpft sind.¹¹ – Das in Ostdeutschland immer sehr hoch gehaltene Bonhoeffer-Diktum von der „Kirche für andere“¹² bewahrheitet sich unter den Bedingungen der späten Moderne also durchaus prekärer, als man es sich damals systematisch-theologisch zurechtlegte.

Evangelische Kirche ist für einen überwiegenden Teil ihrer Mitglieder vor allem eine *Gewährleisterin*. Eine Gewährleisterin von sozialer Hilfe, geistlicher Begleitung und religiöser Raumausstattung. Typisch evangelisch ist, wenn man sich der Kirche zugehörig fühlt, ohne dass man zur Kirche geht. Zugespitzt formuliert: *Evangelisch ist, wenn man nicht hingeht*. Für die große Mehrheit der Evangelischen ist Kirche etwas, was man selbst nicht unbedingt praktizieren muss, was aber vorgehalten werden muss, insofern man sich ihr zugehörig fühlt. Kirche muss das gewährleisten. Gleichsam stellvertretend, *repräsentativ*.

Zeichnet man diesen Befund ein in die eingangs skizzierte Wahrnehmung von Kirchenräumen, dann spitzt sich die Frage nach deren Orientierungsleistung noch einmal zu. Denn das Gros der evangelische Christen sieht sich offenbar in der Position unverbindlicher Besucher, die ihre Neigung, kirchliche Räume zeitweilig aus bestimmten Anlässen aufzusuchen, davon abhängig machen, dass in diesen Räumen – durch Andere! – verbindliche Teilnahme geschieht. Empirisch spricht also viel dafür, dass erst der „durchbetete Raum“ (HERMANN VON BEZZEL) für Besucher eine Kirche atmosphärisch attraktiv macht. „Gefühlte“ Religion wirkt einladend. Wenn erkennbar

⁹ Wolfgang HUBER, Johannes FRIEDRICH, Peter STEINACKER (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 59f. Dieser Befund wird kommentiert in Jan HERMELINK, Thorsten LATZEL (Hg.): Kirche empirisch. Ein Werkbuch, Gütersloh 2008, 26f.

¹⁰ HUBER/FRIEDRICH/STEINACKER, a.a.O., 54ff.

¹¹ Vgl. HERMELINK/LATZEL, a.a.O., 27.

¹² „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“ (Nachfolge 1937); DBW Bd. IV, 100.

bleibt, dass in einer Kirche auch Gebet stattfindet, dann motiviert dieser Raum Menschen, die die Kraft zur tätigen Teilnahme an *der* Religion, die diese Gebete freizusetzen vermag, *nicht, nicht mehr* oder *noch nicht* besitzen. Es ist also keineswegs gleichgültig, ob eine Kirche werktags geöffnet ist und ob an dieser Kirche signifikante Zeichen einer gelebten Religion ablesbar sind. Warum öffnen wir unsere Kirchen eigentlich nicht auch des nachts, wo doch jeder Telefonseelsorger weiß, dass existenzielle Nöte oftmals erst lange nach Sonnenuntergang bedrängende Intensität gewinnen?

Vor diesem Hintergrund wächst dem Fürbittengebet im Gottesdienst eine ganz neue Bedeutung zu. Auch das Vaterunser-Läuten wäre dann ein wichtiges Indiz für *von Anderen* gelebte Religion.

2.2 Forciertes Flanieren

Der allgemeine Sprachgebrauch kommt dem praktisch denkenden Theologen entgegen: ein *Besucher* ist jemand, dessen Suche an ein Ziel gelangt ist. Will sagen: Niemand besucht eine Kirche, der in ihr nichts zu suchen hat. Dies gilt umso mehr in einer Religionslandschaft, in der der zeitweilige Aufenthalt in einer Kirche mehr und mehr zu einer kirchlichen Normalität gerät. Nicht nur im Blick auf die aktuelle Sozialgestalt von Kirche, dieses neue Teilnahmeverhalten spiegelt sich längst auch in der Liturgik. So spricht man in meiner Disziplin von der sog. „Kasualisierung der Gottesdienstkultur“ – jeder Gottesdienst wird im Prinzip wie ein besonderer Kasus wahrgenommen (und gestaltet). Hiermit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass aus der selbstverständlichen und regelmäßigen *Gottesdienstteilnahme* längst ein *Gottesdienstbesuch* geworden ist, der normalerweise aus konkretem Anlass und zu bestimmten Zeiten erfolgt.

Was sich binnenkirchlich zeigt, ist im Außenkontakt längst der Normalzustand. Der Soziologe und Philosoph Zygmunt BAUMAN macht den *Flaneur* zum Alltagsbegriff seiner Gesellschaftsanalyse.¹³ Je kürzer der Aufenthalt in der Gegenwart empfunden wird, je schnelllebiger die Zeit, je weniger Gewissheiten dauerhaft lebbar erscheinen, desto mehr wird das Flanieren für uns Zeitgenossen zu einer sinnvollen Lebensweise. Ein Flaneur ist jemand, der keine widerspruchsfreie und zusammenhängende Lebensstrategie mehr verfolgt. So sehr er sich auch danach sehnt wie nach einer fernen Heimat, so sehr sucht er jeder heimatlichen Fixierung zu entgehen. „Das Gesamtergebnis ist die *Fragmentierung* der Zeit in *Episoden*, jede für sich, losgelöst von Vergangenheit und Zukunft, jede in sich geschlossen und unabhängig.“¹⁴ Der Flaneur braucht darum auch seine religiöse Vergewisserung *just in time*, gewissermaßen *en passant* und kaum mehr als ein fixes Depositum.

Folgt man dieser Analyse, dann nötigt uns unsere kulturelle Mitwelt ab, unsere Raumauffassungen stärker als bisher zu *verzeitlichen*. Und die Repräsentanzfunktion von Kirche sehr ernst zu nehmen. Diese neue, gewissermaßen *ambulante* Form, an Religion heranzukommen, möglicherweise an ihr zu partizipieren, ist einem nach wie vor parochial und *stationär* denkenden Gemeindegirchentum natürlich reichlich suspekt. Denn die Ortsgemeinde hat nun einmal ein lebendiges Interesse an Eingemeindung. Und darum bespielt sie ihr Kirchengebäude ja auch wie die Residenz einer religiösen Immobilität.

Über die traditionelle Vorstellung vom „Versammlungsraum“ geht jedoch allmählich die Zeit hinweg. Für die fromme Versammlung und die kirchliche Geselligkeit halten wir ja längst die Gemeinderäume vor. In dem Maße, wie sich das Gemeindehaus zum Pfarrhaus und zum Kirch-

¹³ Zygmunt BAUMAN (Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg 1997) nimmt hier eine Bestimmung von Walter Benjamin auf, um sie als paradigmatische Lebensform der Postmoderne zu bestimmen.

¹⁴ BAUMAN, a.a.O., 148; Kursivierung im Original.

gebäude gesellt, wird die Zuschreibung „Versammlungsraum“ für Teilnehmer für den Kirchraum empirisch unglaubwürdig. Es wird Zeit, Kirchen als das wahrzunehmen, was sie die Zeit aus ihnen macht: nämlich Religionsräume. Religionsräume zur religiös-ambulanten Orientierung wie zur kultisch-stationären Orientierung.

Die Teilnahme-Funktion ist damit jedoch nicht abgeschrieben. Für bestimmte kirchliche Milieus ist die stationäre Religionspraxis von bleibender Attraktivität. Auch für religiöse Minderheiten, in denen gerade die raum-zeitliche Festlegung ein fundamentaler Glaubensartikel ist. Dieses Modell ist jedoch angesichts von Lebensstrategien, die jegliche Festlegung vermeiden, nicht mehr mehrheitsfähig.

3. Eine gewagte These

So lange ein Kirchgebäude gelebte Religion repräsentiert, ist die Frage nach einer Mehrfachnutzung von nachrangiger Bedeutung. Nicht mehr die *architektonische Ordnung* eines Kirchenneubaus, auch nicht die *funktionale Differenzierung* zwischen verschiedenen Kirchentypen (wie Kulturkirche, Gemeindezentrum, Konzertkirche) werden die zentralen Zukunftsfragen kommender Kirchbautage sein. Auch nicht die *funktionale Verdichtung* verschiedener kirchlicher Aktivitäten unter *einem* Kirchendach, wie hier in St.Nikolai. Für all diese Pragmatiken gibt es längst mehr oder weniger überzeugende Beispiele. Eine raumsensible Praktische Theologie wird sich in der kommenden Dekade vielmehr Gedanken machen müssen über das Verhältnis von außen und innen. Genauer: über die Außenwirkungen dessen, was drinnen an religiöser Orientierung vorgesehen ist.